



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stern, Adolf: Gottfried Keller. 3.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Untersuchung nahm indessen ihren ungehinderten Fortgang und wurde mit Ernst und Umständlichkeit zu Ende geführt. Soweit sich sehen läßt, sparte man keine Mühe, um die Wahrheit ans Licht zu bringen. Selbst die Aussagen des Wirthes zu Hohenwarth wurden eingeschickt und in Ueberlegung gezogen. Da man griff sogar in längst vergangene Zeiten zurück: eine Reihe von Soldaten, die bei anderen derartigen Transportunternehmungen in Gesellschaft von Bernauer mitgewirkt, wurden eingehend und detaillirt vernommen, um festzustellen, inwieweit derselbe sich vielleicht früher schon ähnliche Vergehen, wie die ihm jetzt vorgeworfenen, habe zu Schulden kommen. Zu seinem Glück konnte ihm aber nichts besonders Gravierendes nachgewiesen werden. Ueber ein paar Kleinigkeiten drückten die Richter gnädig das Auge zu.

Das Kriegsgericht fällte am 24. Juni seine Entscheidung. Bernauer wurde von allen Anschuldigungen freigesprochen und als ein in jeder Beziehung ehrlicher Soldat anerkannt. Dagegen sollte der Verleumder öffentlich vor der Front vom Henker für infam erklärt und ausgestoßen werden. Der Rath bestätigte am 9. Juli die erste Hälfte des Urtheils; die letzte, die sich auf den Musketier Löher bezog, unterdrückte er stillschweigend, da derselbe seine Person bereits in Sicherheit gebracht hatte.

Die Aufregung unter der Stadtgarde kam hierauf bald zur Ruhe. Bernauer trat wieder in den Dienst zurück, mußte indeß über zwei Monate lang als Gemeiner am Rathhause Schildwache stehen. Der Rest der Strafe wurde ihm dann in Gnaden erlassen. Er hatte, wie 18 Jahre zuvor sein damaliger Hauptmann, in jenem Transportgeschäfte ein Haar gefunden, und es scheint, daß er sich ebenfalls in Zukunft „jenes Werkes gänzlich entschlagen“ hat.

Gottfried Keller.

Von Adolf Stern.

3.

Zwischen seiner ersten großen Novellensammlung „Die Leute von Seldwyla“ und der zweiten „Züricher Novellen“ veröffentlichte Gottfried Keller nur ein kleines Buch, welches indeß für die Gesamtbeurtheilung unseres Dichters von großer Wichtigkeit ist: „Sieben Legenden“. Ueber den gemeinsamen Grundgedanken dieser Dichtungen, welche ein beinahe übermüthiges Lebensgefühl

und die anmuthigste Heiterkeit sehr bemerkenswerth von der elegischen Grundstimmung fast aller wahrhaften Poesie unserer Zeit unterscheidet, spricht sich der kurze Vorbericht des Dichters aus. „Beim Lesen einer Anzahl Legenden wollte es dem Urheber vorliegenden Büchleins scheinen, als ob in der überlieferten Masse dieser Sagen nicht nur die kirchliche Fabulirkunst sich geltend mache, sondern wohl auch die Spuren einer ehemaligen mehr profanen Erzählungslust oder Novellistik zu bemerken seien, wenn man aufmerksam hinblicke. Wie nun der Maler durch ein fragmentarisches Wolkenbild, eine Gebirgsklinie, durch das rabierte Blättchen eines verschollenen Meisters zur Ausfüllung eines Rahmens gereizt wird, so verspürte der Verfasser die Lust zu einer Reproduction jener abgebrochen schwebenden Gebilde, wobei ihnen freilich zuweilen das Antlitz nach einer anderen Himmelsgegend hingewendet wurde, als nach welcher sie in der überkommenen Gestalt schauen.“ Mit anderen Worten: Der Dichter hat mit schalkhafter Lust eine Anzahl von Legenden ins Weltliche gewandt oder wenn man will ihre ursprünglichen Motive wieder aufgefrischt. Nicht die wohlfeile Parodie der Legende, wie sie von einem gewissen Theil der aufgeklärten Presse geübt wird, nicht eine Verspottung der religiösen Empfindung und Stimmung, sondern die wirklich poetische Auffassung und stärkere Hervorkehrung der weltlichen Situationen und Empfindungen, die in manchen Legenden enthalten sind, hat zu diesen graziosen Erzählungen Anlaß gegeben. Den Preis möchten wir den vier ersten dieser Legenden: „Eugenia,“ „Die Jungfrau und der Teufel,“ „Die Jungfrau als Ritter“ und „Die Jungfrau und die Nonne“ zusprechen. „Der schlimmeilige Vitalis“ steht auf der Grenze dessen, was dem wahrhaften Dichter darzustellen verstattet ist, und wenn an den erstgenannten Legenden eigentlich nur jene befangene Unduldsamkeit Anstoß nehmen wird, die auch die Steinmehenschärze an den Bildwerken unserer gothischen Dome und das schlagende Wigwort in Luthers Tischreden nicht ertragen mag, so kann der „Heilige Vitalis“ auch minder Befangenen, die den richtigen Gesichtspunkt des Poeten nicht gleich finden, Aergerniß geben. Und wie es zu geschehen pflegt, wirkt dies auf die Auffassung der anderen prächtigen Geschichten zurück, und Kellers „Sieben Legenden“ gehören wohl zu denjenigen modernen Dichtungen, die ohne weiteres der Trivialität oder wenigstens einer übergroßen Keckheit angeklagt werden.

Lebten wir in gesünderen Zuständen, vor allem in Zuständen, in denen die künstlerischen Darbietungen lediglich aus sich selbst und nach ihren ästhetischen Wirkungen beurtheilt würden, so lohnte es sich nicht, überhaupt im Ernst über die Forderungen eines gewissen Puritanismus in der Kunst, die heute gerade in tüchtigen Kreisen auftauchen, zu sprechen. Goethes Wort an Eckermann, mit dem er dessen Zweifel an dem Werthe Byrons für reine Menschenbildung niederzuschlug: „Byrons Kühnheit, Keckheit und Grandiosität, ist das alles nicht

bildend? Wir müssen uns hüten es stets im entschieden Reinen und Sittlichen suchen zu wollen. Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden“ (Gespräche Eckermanns mit Goethe, 16. December 1828) würde die ganze Frage entscheiden können. Und wenn der Meister an anderen Orten mit seinem göttlichsten Grimme sich wider jene Poesie erklärt, welche das Männliche, Leidenschaftliche geradezu ausschließt und keine Schilderung und Charakteristik wagt, vor der die Mädchen in der Pension erschrecken könnten, so hat er auch da nur die Gefahr vorausgesehen, die der starken Poesie drohte. Indes, so gut sind die Dichter von heute nicht gestellt, daß sie sich einfach auf ihr uraltes Recht berufen dürfen, alle Höhen und Tiefen des Lebens darzustellen. Jene Entwicklung unserer neuesten Literatur, welche mit gewissen frivolen Wandlungen zusammenfiel, hat eine charakteristische Ueberfülle von müßiger und frecher Belletristik erzeugt, eine Art von Bühnenstücken, die schlechthin unqualificierbar sind, eine Sorte von Novellen und Romanen, welche das Spiegelbild einer Generation sind, deren einziger Lebenszweck der glatte Genuß scheint und in deren ganzen Dasein kein anderer Ernst Raum hat als feige Todesfurcht und noch feigere Furcht vor materieller Entbehrung. Für die schlechtesten Neigungen eines gewissen Publikums haben zahlreiche leichte oder, wie sie emphatisch getauft worden, „pikante“ Talente die Kuppler gemacht und — und noch einmal ein Goethisches Wort — „um sich von der kurzichtigen Masse als wichtige Köpfe bewundern zu lassen, haben sie keine Scham und Scheu und ist ihnen nichts heilig.“ Die Gefahr, welche diese Entwicklung und Richtung hervorruft, ist eine doppelte oder dreifache. Sie demoralisirt einen Theil des Publikums, auf den ursprünglich dergleichen „Schöpfungen“ nicht berechnet waren, sie flößt ernstern Naturen und Geistern einen Widerwillen gegen die neuen poetischen Producte überhaupt ein, und sie ruft endlich bei Schaffenden und Genießenden einen falschen Puritanismus hervor. Leise, unmerklich läßt sich mancher, der gerechten Ekel und tiefe Abneigung gegen die schamlose und innerlich verkommene Pikanterie der modischen Tagesliteratur empfindet, aus der vollen und allumfassenden Darstellung des Lebens in das begrenzte Gebiet und den unwahren Ton des Gouvernantenromans hineintreiben. Unwillkürlich steigert sich bei den Ernstgesinnten die Rückhaltung und die Scheu vor allem Gewagten, so daß die Frische, Wärme und Unmittelbarkeit der poetischen Darstellung darunter leiden können und müssen. Vornehmere Naturen hängen leicht davor, mit den gemeinen verwechselt zu werden. In der That aber ist es nur billig, wenn Publikum und Beurtheiler in allen solchen Fällen — und also auch in Kellers Fall — die Gesammterrscheinung und Gesammtrichtung eines Dichters ins Auge fassen. Dann ist der Dichter des „Grünen Heinrich“ und der „Leute von Selbwyla“ wohl hinlänglich vor dem Verdachte geschützt, als ob er um die Gunst des frivolen, lüsterne

Publikums werbe, und es wird leicht begriffen werden, daß er lediglich in gewissen Fällen von jener Freiheit des Dichters Gebrauch gemacht hat, ohne welche eine volle, das ganze Leben spiegelnde Dichtung nicht gedacht werden kann.

Bedürfte es hierfür noch eines Beweises, so würde ihn die neueste Schöpfung Kellers, die Sammlung der „Züricher Novellen“ (1876) gegeben haben. Gleich den Novellen der „Leute von Seldwyla“ sind die grundverschiedenen Erzählungen dieser Bände in einen besonderen Rahmen hineingestellt, der an sich schon von dem ungeminderten, feinen und schalkhaften Humor unseres Dichters Zeugniß ablegt. Den Hintergrund sämtlichen Novellen bildet diesmal nicht eine ideale närrische Stadt, die sieben wirkliche Städte im Schweizerland gern vorstellen möchten, sondern das liebliche und löbliche Zürich, die Perle der deutschen Schweiz, deren Kulturleben in den verschiedensten Zeiten Kellers Phantasie zu einer Reihe prächtiger, lebensvoller Erfindungen angeregt hat. Von den Tagen, in denen nach der Ueberlieferung Rüdiger Manesse seine große Handschrift der Minnesinger sammelte, bis zu den Festen, die nach glücklicher Vereinbarung der eidgenössischen Bundesverfassung von 1848 gefeiert wurden, geben Züricher Erinnerungen die Anhaltspunkte und stellenweise das Colorit für die Fabulierlust und die durchgebildete Fabulierkunst des Dichters. Historischer Novellist im gewöhnlichen Wortsinne ist Keller auch in den „Züricher Novellen“ nicht, einen so tiefen Blick und so feine Aneignungsorgane er auch für das Charakteristische und Eigenthümliche der Zeiten besitzt. Er begiebt sich, indem er seine Menschen und ihre vortrefflich erfundenen Schicksale in frühere Jahrhunderte und Jahrzehnte zurückversetzt, doch auf einen anderen Weg als die Mehrzahl der historischen Novellisten. Während diese den Hauptaccent auf die malerische Wirkung der fremdartigen Situation und des Costüms legen oder allenfalls die Wirkungen verschiedener Zeiten auf Seelen und Sinne der Menschen zutreffend darstellen, bleibt Gottfried Keller vor allem bemüht, die „echten Menschenproportionen“ unter jedem Costüm erkennen zu lassen, den urewigen und unwandelbaren Antrieben der menschlichen Natur, den Wirkungen des innersten, im wesentlichen sich gleichbleibenden Seelenlebens auf Entschliessungen und Handlungen nachzugehen. Die Außendinge beherrscht er in einem Maße, daß er mit ihnen spielen und sie gelegentlich selbst für eine Unwahrscheinlichkeit in Bewegung setzen darf; sein eigentliches Ringen gilt der Erschließung und Enthüllung des Herzenlebens. Hier schreckt er auch vor den schwierigsten Aufgaben nicht zurück: wer die ergreifende Episode der schönen Figura Ven im „Landvogt von Greifensee“ mit Antheil und Verständniß liest, wird uns zustimmen, wenn wir sagen, daß Keller poetische Aufgaben gerade dieser Art am glänzendsten löst.

In der Vortragsweise unterscheiden sich die „Züricher Novellen“ von den Grenzboten IV. 1880.

Novellen „Die Leute von Selbwyla“ hauptsächlich dadurch, daß der Dichter in ihnen noch feltner und vereinzelter eine dramatischen Zuspitzung erstrebt und noch strenger den rein epischen Ton festhält. Im übrigen erscheinen die Gestaltungskraft, der Erfindungsreichthum des Dichters völlig ungemindert, ja im Detail noch gesteigert. In einigen Novellen wirkt er mit unendlich feinen Einzelheiten — etwa wie ein Maler, der seine Kraft im satten, leuchtenden Colorit mannigfach versucht, gelegentlich das Verlangen fühlt, einen Vorgang oder eine Stimmung mit fein abgetönten Farben doch zur vollen Wirkung zu bringen. Unmittelbar daneben treffen wir dann wieder jene kraftvollen Züge, die uns aus der ersten Novellenammlung vertraut sind, der Humor steigert sich hier wie dort zum hellen aufjauchzenden Uebermuth. Ein Capriccio wie das römische Künstlerabenteuer des Rahmenhelden der „Züricher Novellen“ und die Freuden, die dieser Mäcenaz auf seiner Hochzeitsreise an dem protegierten Bildhauertalent erlebt, müßte die finsterste Stirn entrunzeln und echtes, fröhliches Lachen erwecken. Es ist schwer zu sagen, welcher von der „Züricher Novellen“ man den Vorzug geben soll — eine unbestritten alle überragende wie „Romeo und Julia“ in den „Leuten von Selbwyla“ ist nicht vorhanden. Wenn wir den „Landvogt von Greifensee“ und das „Fähnlein der sieben Aufrechten“ vor anderen nennen, so soll dies mehr die Breite und Weite des dargestellten Stückes äußerer und innerer Welt auch in diesem Buche, die echt poetische Mannigfaltigkeit bezeichnen, als dem subjektiven und nothwendig verschiedenen Eindruck und Urtheil anderer vorgreifen.

Eine Charakteristik des Lyrikers Keller mag einem späteren Aufsatz vorbehalten bleiben. Es bedarf kaum eines Wortes, um hervorzuheben, daß ein Dichter von dieser Eigenart, von dieser starken und warmen Empfindung, von dieser Fähigkeit, die Eindrücke der Welt mit allen Organen in sich aufzunehmen, auch in der Lyrik seinen eigenen Weg geht und seine eigene Sprache redet. Die Kritik, welche neuere lyrische Gedichte nur mit Goethe, Heine oder Geibel zu vergleichen weiß, würde den Gedichten Kellers gegenüber in Verlegenheit kommen. Sie stehen für sich, sie schlagen wesentlich andere und doch vollkommen unverfälschte, aus den Tiefen einer echten Dichterb Brust kommende Töne an, sie haben einen Hauch der stärkenden Rauheit und würzigen Reinheit der Alpenluft in sich. Leicht möglich, daß derjenige, welcher nur diese Gedichte liest, von Keller den Eindruck eines spröden, gelegentlich eines herben Dichters empfängt, obschon Gedichte wie die „Sommernacht“, wie die „Vision“ und die „Winzerin“ Blüthen von erquickendster Schönheit sind. Aber um solche wie „Rosalinde“, „Am Sarge eines neunzigjährigen Landmanns vom Zürichsee“ — wir nennen nur einige aus vielen — ganz in sich aufzunehmen und zu würdigen, muß man an der Totalerscheinung und dem Gesamtstreben des Dichters Antheil gewonnen haben

Es ist, darauf wird immer wieder der Hauptnachdruck zu legen sein, alles echt, ureigen, unmittelbar, kein Laut, kein Zug, der nachgeahmt, nachempfunden wäre, die Frische und Stärke einer in sich geschlossenen, in ihrem Wollen und Sehnen zu festem Einklang gediehenen Individualität.

Unter vielem kritischem Blödsinn, der heute zu Markt gebracht wird, findet sich gelegentlich die Behauptung, die Zeit der Individualitäten in der Literatur sei vorüber. Der Himmel weiß, auf wie viele Individuen der jüngsten glorreichen Aera es zutrifft, daß sie nichts, absolut nichts zu geben haben als die hergebrachten Scenen, Empfindungen und Schablonencharaktere, wenn es hochkommt, mit einigen Zeitphrasen und einigen geistreichen Einfällen auflackirt. Allein selbst von den Lobrednern der Allgemeingefinnung, Allgemeinempfindung wird zugestanden, daß noch immer Ausnahmen existiren. Gottfried Keller gehört zu den beträchtlichsten und urwüchsigsten Ausnahmen. Wer mit uns die Ueberzeugung hegt, daß die deutsche poetische Literatur mit der Existenz individueller scharfgeprägter Talente, echter, ganzer Naturen steht und fällt, der wird mit uns einstimmen in die Freude, daß eine eigenthümliche und innerlich reiche Dichterserscheinung wie Keller ihren Weg durch das verworrene Gestrüpp moderner Literaturwildniß gefunden hat und, wie es scheint, des Willens und der Kraft ist, diesen Weg noch ein gutes Stück fortzusetzen. Die volle Bedeutung und endgiltige Stellung Gottfried Kellers in unserer Literatur wird hoffentlich erst nach manchem Lustrum ermessen werden — inzwischen unterliegt es schon jetzt keinem Zweifel, daß er dem Epigonthum nicht zugezählt werden wird.

Die Verjudung des deutschen Theaters.

(Schluß.)

Vielleicht hält der allzu unbefangene, uneingeweihte Leser die in unserem ersten Artikel gegebenen Ausführungen für übertrieben. Er hat ja im Laufe der letzten zwanzig Jahre von der Bühne kaum mehr verlangen gelernt, als sie ihm jetzt bietet. Er weiß nur, daß das Theater ein Vergnügungsinstitut ist, wo er die neueste Parodie oder Posse oder Operette mit den neuesten Börsenwizigen, dem neuesten Offenbachschen Cancan, den neuesten Ballettmädchen und der neuesten Mode zu sehen und zu hören bekommt. Und insofern erscheinen ihm die Münchener Mustervorstellungen — obwohl auch sie nichts weiter waren als eine gute Kassenpeculation des Herrn Possart — dennoch musterhaft, da wenig-